

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

Novelle von S. Zuckewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

Ita war außer sich vor Freude. Sie blieb zwar der Form wegen noch einige Zeit da, aber konnte an nichts mehr denken. Sie hörte ringsum einzelne Phrasen und Sätze und wiederholte gedankenlos Dutzende von Malen fremde Worte, aber ihr Kopf und Herz waren weit ab von diesem Ort. Endlich konnte sie es nicht länger aushalten und erhob sich.

„Sie kommen doch mit?“ wandte sie sich an Manja. „Es scheint, als ob es heute nichts mehr für Sie gibt. Ich will auf dem Heimweg etwas kaufen, und wir wollen zusammen Abendbrot essen. Ich glaube, meine Lage bessert sich.“

Manja wollte zuerst die Einladung ablehnen, aber sie besann sich und sagte zu. Dann kleideten sich beide rasch an und gingen in lebhafter Unterhaltung fort. Koffe aber braute sich Tee, und behaglich auf dem Bett sitzend und das heiße Getränk schlürpfend, ließ sie sich mit Vergnügen noch einmal die Geschichte erzählen, wie zwei Frauen sich wegen einem nichtsnutzigen Mannsbild gerauscht hatten.

Ita und Manja setzten indes ihren Weg fort. Ein schweres Gefühl hatte Itas freudige Erregung abgelöst, und jetzt schritt sie dahin, versunken in finstere Gedanken, die sich nicht verschonen ließen. Manja merkte es, daß Ita ihre gute Stimmung verloren hatte, und folgte ihr schweigend. Aber sie konnte nicht lange ihren eigenen Kummer verbergen:

„Da haben Sie nun bald eine Stelle, Ita. Sie glauben nicht, wie ich Sie in den paar Tagen lieb gewonnen habe. Es war wie eine liebe Erinnerung, diese kurze Bekanntschaft. Jetzt möchte ich gern, daß alles so bliebe, daß wir auch weiter zu Koffe gingen, zusammen säßen, zusammen redeten und träumten. Ja — zusammen, denn ich fange an, mich vor der Einsamkeit zu fürchten; mir tut alles weh, wenn ich allein bleibe.“

„Ich hab Sie auch lieb gewonnen, Manja,“ flüsterte Ita, „aber wir dürfen es nicht tun. Wir müssen es verlernen, Manja. Wenn man jemanden lieb hat, gibts nur um so mehr Kummer nachher. Jetzt habe ich Mutter und Bruder vergessen — aber wie lieb hab ich sie gehabt. Jetzt kann ich ruhig von ihnen sprechen, aber wie hab ich zuerst gekämpft, gelitten, geweint, bis das Leben meine Seele umgewandelt und sie gelehrt hat, an anderes zu denken. Jetzt habe ich mein Kind, und mein Herz tut von neuem weh. Sie können sich ja gar nicht denken, wie lieb ich es habe. Und nun freue ich mich, daß ich in Stellung komme. Das ist aber so eine Freude, als ob man mir beide Hände hätte abschneiden müssen und nur die eine abgetrennt hat. Einem fremden Kind gebe ich alle meine Mühen und Sorgen und meine Gesundheit, mein eigenes Kind wird bestohlen und jokusagen zu den Hunden geworfen. Ich begreife selber nicht, wie ich es tun kann.“

„Alle machen es doch so,“ entgegnete Manja. „Was tun, wenn es nicht anders geht?“

„Das weiß ich auch, es geht nicht anders, aber es macht das Herz nur noch schwerer. Wenn ich wüßte, daß es anders geht, ich ginge nicht als Amme . . .“

Sie gingen rascher, denn es dunkelte, und die Kälte nahm zu. Die Menschen, diese unnützen Wesen, die nur eine Staffage für die Straßen waren, rannien an ihnen vorbei, der scharfe Wind ließ sie laut prusten. Abgerissene Sätze klangen herüber und hinüber. Die Hufe der Pferde stampften auf den Schnee, Koffe schnob, Kutscherrufe ertönten in der Abendluft. An manchen Stellen brannten bereits die Laternen, und ihr trüber Schein spielte und glitzerte in dem zarten Schnee, der auf dem Fußsteig lag.

Schweigend legten Ita und Manja den Rest des Weges zurück. Sie froren dermaßen, daß sie kaum imstande waren, die Kiefern zu bewegen und daß ihre Rippen ihnen nicht gehorchten.

„Was für ein entsetzlicher Winter,“ stammelte Manja mit großer Anstrengung, während sie mit Ita den Hof betrat, „und wir sind doch erst im November.“

Ita antwortete nicht. Jenes Gefühl des Abscheus und jene unklare Unruhe, die sie stets bei ihrer Rückkehr nach Hause empfand, übermannten sie wieder, und nach dem eigentümlichen Herzklopfen und der leichten Kälte, die ihren Rücken überlief, wußte sie schon mit Sicherheit, daß die Angst, die Furcht im Kommen war. Sie verlangsamte ihren Gang und faßte Manja an der Hand, um ihren Mut aufrechtzuerhalten.

„Sagen Sie mir doch etwas Fröhliches,“ bat sie, „ich brauche jetzt so sehr ein Wort der Hoffnung.“

Manja blickte sie verständnislos an:

„Ich weiß selbst nichts Fröhliches. Vielleicht Reichtum? Aber ich habe nie daran gedacht. Ein guter Mann, der mich recht lieb hat? Daran denkt man am besten gar nicht. Was denn noch? Wirklich, ich weiß nichts Fröhliches. Es bleibt mir doch nichts anderes übrig, als daß ich mich irgendwie bis zum Grab hinschlepe.“

Ita durchquerte nun rasch den Hof, den Blick starr auf ihre Wohnung gerichtet. Die Kammer war erleuchtet. Jemand machte sich dort zu schaffen und suchte scheinbar nach etwas, denn das Licht sprang bald hierhin, bald dorthin und warf gelbe Flecken auf den Schnee des Hofes. Itas Herz krampfte sich vor Angst zusammen.

„Wenn er mich wenigstens heut in Ruhe ließe,“ dachte sie.

Sie öffnete die Tür und trat als Erste ein — als ob sie dem Unglück zuvorkommen wollte. Das unruhig springende Licht duckte sich plötzlich lauernd nieder. Ein Ita bis zum Grauen wohlbekannter Atem drang schwer und heiser an ihr Ohr. Instinktiv schob sie den Ellenbogen vor, um das Kind zu schützen.

Neben ihr stand Michel, ohne Rock, in Hemdärmeln, mit einem dicken roten Tuch um den Hals. Sein Gesicht zuckte im Zorn, die Muskeln spielten wild, und ihre Anspannung drohte beinahe die sie bedeckende Haut zu sprengen. Eine dunkle Rote lag auf Stirn, Ohren und Hals, die Adern waren dick geschwollen und pochten deutlich. Er wollte etwas sagen, etwas rufen, aber ersticke beinahe am Zorneskrampf. Ita stand da mit ihrem im Winkel vorgehobenen Arm, und ihr Gesicht war von einer entsetzlichen steinernen Ruhe. Manja schrie erregt ein paarmal auf. Der betäubende Knall einer niedersausenden Fliegenklappe ertönte. Dann wurde es wieder still. Von der Kraft des Schlages ward Ita plötzlich ganz klein, als ob man ihr die Füße abgerissen hätte. Sie sah auf dem Boden, ohne einen Laut von sich zu geben, legte das Kind neben sich, das Manja rasch aufhob, und wollte das Bett erreichen. Doch Michel kam ihr zuvor und packte sie am Schäl und riß sie in die Höhe. Jetzt war Ita ganz zusammengeschrumpft und ähnelte einer Toten in dieser starren Haltung. Aber sie war Michel zu schwer, fluchend warf er sie auf den Boden und schlug auf sie los, ohne zu sehen, wohin die Schläge fielen. Ita schützte geschickt ihr Gesicht vor ihnen, denn morgen sollte sie sich ja vorstellen. Sie war darauf bedacht, nur den Rücken zu bieten, den sie wie eine Katze krümmte und die Schläge halten laut, als ob sie auf ein Leeres Faß niederfausten. Doch bald hatte Michel an bloßen Faustschlägen nicht mehr genug und versetzte ihr einige Fußtritte in die Seite. Ita stöhnte auf und kroch wieder auf allen Vieren dem Bett zu. Manja war vor Entsetzen wie gelähmt.

„So hast Du mir Geld dagelassen?“ schrie er endlich, sie immer noch mit Fußtritten verfolgend. „Willst Du mich, wie einen dummen Jungen, an der Nase herumführen? Deine Seele zieh ich aus Dir heraus für solche Fragen! Sag, warum hast Du für mich kein Geld dagelassen? Wart nur! In Dienst will sie gehen!“

Ihre letzten Kräfte zusammenraffend, erhob sich Ita und setzte sich aufs Bett. Was sollte sie ihm sagen? Daß sie kein Geld bekommen hatte, obwohl sie gestern den ganzen Tag umhergelaufen war? Würde er es ihr glauben? Sie begann sich schweigend auszukleiden und weinte lautlos:

„Wenn doch der Tod bald käme!“

Das Kind fing an zu weinen. Manja ging zu Ita, um ihr beim Auskleiden zu helfen und ihr das Kind zu geben, konnte sich aber nicht mehr beherrschen und sagte im Vorübergehen zu Michel:

„Wäre ich an ihrer Stelle, ich hätte Sie getötet. Nachts hätte ich Ihnen sicher den Hals abgeschritten. Sie sind doch

ein wahrer Schuß! Sehen Sie, was Sie mit ihr gemacht haben."

"Der Teufel holt sie deshalb noch nicht!" antwortete er finster, "sie kann noch mehr aushalten. Sie weiß, daß ich Geld brauche. Warum hat sie keins für mich? Spielen will sie mit mir? Das wollen wir doch mal sehen! Lebend laß ich sie nicht los."

"Ein nettes Mädchen!" ertönte plötzlich eine Stimme vom Fenster. "So eine brauche ich gerade. Also den Hals hätten Sie ihm abgeschnitten? Wiederholen Sie's noch mal."

Manja drehte sich erschreckt um. In der Dämmerung hatte sie nicht bemerkt, daß im Zimmer noch jemand da war. Der Sprecher war "der schöne Jascha", einer von den Freunden Michels, die ihn manchmal besuchten. Jascha war wirklich schön, aber in ganz besonderer Art. Es war die Schönheit eines Straßendonjuans, anziehend und reizend durch Zartheit und Regelmäßigkeit der einzelnen Gesichtszüge, durch weibliche Schönheit der Haltung, durch träge gedehnte Sprechweise und gewisse äußere Eleganz. Diese Menschen sind meist von kleinem Wuchs, tragen an den Fingern breite Ringe, an den Handgelenken — Armbänder und haben einen eisernen Willen, der die Grundlage ihrer Macht ist.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3) fahrende Leute.

Von Anna Reichert.

Emil erhob sich und ging in das obere Stockwerk, von wo eine Gähnerstiege unter's Dach führte, zu der Schlafgelegenheit Emils und der Komiker. In dem oberen Stockwerk lagen der Schlafraum der Familie Eisebein, das Musikzimmer nebst dem Kostümmagazin und die Kammer der Lehrmädchen und Sängerinnen. Augenblicklich hatten Eisebeins keine "fertige" Sängerin, die, im Gegensatz zu den Lehrmädchen, die bloß zehn Mark monatlich bekamen, weil sie Gesang und Bewegungen der Variétésterne hier erst lernen sollten, dreißig Mark monatlich verlangten nebst freier Station und keinerlei Hausarbeit zu tun brauchten — wie schwarz auf weiß in den gedruckten Vertragsformularen zugestanden wurde. Die Truppe verbollständigte sich durch Fridchen Lippich's, die sich Sonnabends und Sonntags den Eisebeins anschloß und an den übrigen Tagen in ihrer Wohnung in Leipzig Klavierunterricht gab. Das alte Dämchen hatte vor einigen Jahren einen zwanzig Jahre jüngeren stellenlosen Photographen geheiratet und der zwang sie zwecks ausgiebigeren Gelderwerbs, unter Schminke und Perücke, in kurzem Plätterröckchen und Stüßelschühchen als Soubrette aufzutreten.

Frau Eisebein sah mürrisch zu, wie Fridchen aß. "Das reißt alles ins Geld," sagte sie aus ihren Gedanken heraus. "Was so ein Geschäft zu unterhalten kostet, das glaubt kein Mensch. Und wie das werden wird, wenn erst Hermine das ganze hat —!" Sie ließ sich sorgenschwer in einen Stuhl fallen.

"Ich hoffe nicht indistret zu sein," sagte Fridchen höflich, "aber was gedenken Frau Direktorin denn anzufangen, wenn Fräulein Hermine das Geschäft übernimmt?"

"Na, man hat ja auch auf das Seine gesehn in all den Jahren. Und Hermine muß mir das Haus lassen oder 250 Mark Miete zahlen, das ist im Testament ausgemacht. Gott, wenn man allein wäre —! Aber da ist der Mann. Wie der das Geld rauswirft und wie der zu allem unbrauchbar ist, das ist nicht zu sagen. Und dann die Fiese! Die Stimme will und will nicht lauter werden. Gammes schickt sie zum Kantor, aber das ist ja der allerverkehrteste Weg. Kirchenlieder und was weiß ich, übt sie da ein. Und ganz ohne Bewegungen! Ich sage ja — immer bloß rauswerfen, aber nichts reinbringen kann er. Gott ja, wenn ich nicht wäre! Das Geschäft Eisebein wär' wohl die längste Zeit gewesen."

"Aber Herr Eisebein tut doch auch das Seine", verteidigte Fridchen schüchtern.

"Was denn? Er läßt sich Eisebein nennen, weil er der Nachfolger von meinem Mann ist. Und weil er den Profit von unserm alten schönen Geschäft hat. Der Vater und der Großvater von meinem Mann — meinem ersten Mann — hatten's schon. Ja, ja, so ein Glück hat er sich auch in der Wiege nicht träumen lassen, daß er noch mal, ohne einen Finger zu rühren, zu so einem Geschäft kommen würde."

Fridchen schwieg.

"Na, Sie wissen's ja auch — unsereins plagt sich und die Mannsbilder haben den Profit. Hat Ihrer denn jetzt eine Stelle oder sonst was in Aussicht?"

"Ach, mein Mann ist noch immer im Harz und macht Aufnahmen für Ansichtskarten. Seine Muster von gestickten Hausseggen hat er auch mit, daß er sie vorlegen kann, wenn er mal in ein Dorf kommt, wo sie so etwas sonst nicht kriegen. Vielleicht seh' ich ihn heute. Er will's mal mit einem Stand als Momentphotograph auf dem Schützenplatz versuchen."

"So so," sagte Frau Eisebein reserviert. Wenn er da nur nicht wieder bei Ihnen schmarozen kam!

"Uebrigens, vielleicht interessiert Sie das, Frau Direktor — mit blinden Sängerinnen läßt sich sehr viel Geld verdienen."

"Mit blinden —? Wie so denn?"

"Ja, ich lernte vorige Woche eine Oberlehrerwitwe in Leipzig kennen. Ihr Töchterchen nimmt bei mir Unterricht. Ein Sohn studiert Theologie und ein anderer Philologie — sehr feine Leute. Die Dame hat eine erblindete Sängerin zu sich genommen und geht bei den Herrschaften herum und verkauft Konzertbillets für ein, zwei und drei Mark. Auch hin und wieder in anderen Städten; das betrachtet sie dann als Vergnügungsfahrt. Unkosten hat sie fast gar nicht, nur die Klavierbegleitung am Konzertabend — wenn ich statt 1,50 Mark nur eine Mark pro Stunde für das Töchterchen nehme, soll ich die Begleitung bekommen. Und dann der Saal. Aber oft ist der auch umsonst, des guten Zweckes wegen; das Publikum muß dann an Tischen sitzen und Bier trinken. Sie ist außerordentlich zufrieden mit den Einnahmen. Sie ist aber auch, wie gesagt, wirklich Dame und kann sehr gut ihr Wort machen. Und da es für einen guten Zweck ist, genieren sich die Herrschaften, sie abzuweisen, wenn sie die Billets anbietet."

"Das ist eine Idee!" sagte Frau Eisebein frappiert. "Mein Wort kann ich auch machen, das Gegenteil soll mir keiner nachsagen. Und wenn Hermine das Geschäft hat. . . Ich wollte sowieso gern in eine große Stadt ziehen; eine intelligente Frau wie ich und hat noch nicht mal Berlin gesehn! es glaubt's einem ja keiner. Ohne Geschäft wär' es nur zu teuer; soviel hab' ich nicht. Ist so eine Blinde schwer zu bekommen?"

"Das weiß ich nicht. Aber ich glaube nicht. Sie sind ja so hilflos. Und besonders, wenn Sie ihr noch Prozente von der Einnahme abgeben würden —"

"Aber ich bitte Sie," sagte Frau Eisebein beleidigt. "Ich werde doch keine schlechteren Geschäfte abschließen als so eine Lehrersfrau! Wo ich im Geschäft groß geworden bin! Da müßte ich mich ja vor mir selber schämen."

Draußen vor der Haustür erklang eine helle Stimme. Gleich darauf traten Vater Eisebein und sein sechsjähriges Töchterchen ins Haus.

Cäcilie Winkler reichte Fridchen Lippich's freundlich die Hand, stellte ihre Musikmappe auf die Erde und aß schnell ihr Mittagbrot, während Vater Eisebein Fridchen unterhielt — fein und galant wie ein Kavaliere. Die alte Dame errödete in einem Fort, aber nicht vor Verlegenheit, sondern vor Freude. Ja, Herr Eisebein war ein feiner Mann, ein Kavaliere und ein Künstler, und Cäcilie ein liebes Kind. Um dieser beiden willen konnte sie sich schon damit abfinden, Sängerin in der Truppe Eisebein zu sein. Wo so feine, liebe Menschen mittaten!

Vater Eisebein schaffte Kelter und Farbtöpfe auf den Hof und ging dann mit Cäcilie die Treppe hinauf ins Musikzimmer.

"So, jetzt haben wir noch ein Ständchen für uns," sagte er, sich vergnügt die Hände reibend. "Nun, was meinte der Kantor?"

"Er war wieder mal ganz entzückt," verkündete Cäcilie glücklich und ihr blaßes, mageres Gesicht erglänzte vor Freude. "Ich hätte eine so liebe Stimme, meinte er. Und goldrein. Aber Vater, ich dürfte und dürfte nicht auftreten. Im Zelt, wo vor einem das Karussell und hinter einem die Paulen Lärm machen, da kam ich ganz von selbst ins Schreien, und das ruinierte die Stimme für Lebenszeit."

"Ach, Kind, Kind," sagte Vater Eisebein, unglücklich die Hände windend, "ich will's ja auch nicht. Ich kann's gar nicht hören, wenn Du singst, — weil ich weiß, daß es der Stimme nicht gut ist; sonst würde ich mich ja über Dein Auftreten freuen. Aber sie will's doch."

Cäcilie seufzte. "Soll ich Dir die Kantate vorsingen?" fragte sie, um den Vater auf andere Gedanken zu bringen.

"Ja, ja."

"Soll ich selbst begleiten? Oder soll Emil —"

"Ach, Herzchen, wenn Du's selbst könntest —"

Cäcilie setzte sich vor den alten Flügel, in dem sämtliche Saiten durcheinanderkurrten, und sang mit einer feinen, beseelten Stimme "Mein gläubiges Herz." Mit gefalteten Händen stand Vater Eisebein andächtig dabei.

"Du Goldkind," sagte er, als sie geendet und streichelte ihren dünnen blonden Scheitel. "Du Künstlerin. Ja, wir zwei —! Sieh mal," lächelte er verschmüht, "die da unten verstehen das nicht. Ich soll das Haus weiß anstreichen, wie Kaufmann Junker feins. Ich mache unser Haus lächerlich, sagen sie. Und dabei hab' ich's doch in den Kunstvorträgen gehört, daß Häuser wie unser's, mit solchem Stil, so, ganz so, wie ich's jetzt mache, bemalt werden müssen. Und es war auch früher so; ich hab' damals die Farben deutlich noch in den Vertiefungen gesehen."

Cäcilie lächelte. "Freilich, Vater, hast Du Fridchen schon gezeigt, was Du diese Woche alles gemalt hast?"

"Von dem Haus und den Treppen hab' ich ihr erzählt. Aber von den Bildern nicht; die Mutter war dabei. — Sieh' mal, Cielchen, jetzt ist's trocken." Vater Eisebein holte eine mit grellroten Rosen und giftgrünem Krautzeug bemalte Leinwand hervor und betrachtete sie zärtlich.

"Fein, Vater!"

"Ja, nicht? Ach, Kind, es ist zu schade, daß Du fürs Malen

kein Talent hast. Na, aber dafür hast Du die Musik. Darin kann ich wieder nicht mit."

"Vater — Giese — wir müssen gleich gehen. Macht voran!"
 "Ja!" rief Vater Eisebein hinunter. "Du, Giese," meinte er zögernd, "ich freu mich ja, wenn Du so schön aussiehst auf der Bühne — aber hör — könntest Du das rote Kostüm mit den rosa Rosen nicht für Liese lassen? Es ist so — so — arg weit oben offen."

"Ich werd's Mutter sagen. — Ach Gott, wenn doch erst wieder Montag wär!"

"Warum denn?" meinte Vater Eisebein kopfschüttelnd. "Ist es nicht fein, wenn wir singen und spielen und tanzen? Hermine und Mutter sagen manchmal freilich was abschänliches. Aber das gehört mit zum Geschäft; nur Deine und Fridchens Lieder, das wollen die Leute nicht; Couplets müssen auch sein. Und wenn sie hübsch gesungen werden — grazios weißt Du, so wie voriges Jahr die Gise — und so fein dabei getanz — dann ist's doch sehr nett. Liese ist freilich noch ein Stodfisch."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Galläpfel.

Von Eduard Dypel.

Wer kennt sie nicht, die rotbädigen kugelförmigen Auswüchse, die manchmal zu halben Dutzenden an der Unterseite der Eichenblätter hängen? Welches Kind wüßte nicht, daß aus Verwandten dieser Gebilde, die aus der Levante zu uns kommen, eine prächtige Tinte bereitet wird? Man bezeichnet diese und hundertertei andere Mißbildungen an Pflanzen ganz allgemein als „Gallen“, doch wollen wir uns hier auf jene beschränken, die ihre Entstehung tierischem Einflusse verdanken.

Insekten sind es, die die Gallen hervorbringen, so Fliegen, namentlich aus der geschmeidigen Sippe der Gallmücken, ferner einige Käfer, sodann Blattläuse und Blatt- und Gallwespen. Kein Pflanzenteil, von der Wurzel bis zur Krone, vom Blatte bis zur Blüte und Frucht, bleibt von Gallen verschont, und so brauchen wir uns denn auch über die große Mannigfaltigkeit der Mißbildungen nicht zu wundern, die bald als Kugel, bald als Regel, hier als Hut, dort als Horn sich darstellt, die einmal als „Hembknopf“ und wieder als „Häubchen“, bald als Kringle, bald als Wulst unsere Aufmerksamkeit fesselt. Bei manchen Rosenarten will es gar scheinen, als habe eine mutwillige Hand einen zusammengeballten Mooshauch über die Blätter oder zwischen die roten Hagebutten geworfen. So erheben sich bei der Moosrose zierlich verzweigte, mit roten Köpfchen gekrönte Vorstehhaare und hülsen die Blütenknospen wunderbarlich ein. In krausem Gewirr bestanden moosartige gelbgrüne oder rote Faserbüschel auch die kugelförmigen dicken Gallen, die der Stiel einer kleinen Gallwespe (*Rhodites rosae*) an den Blättern und Zweigen der Wein- und Hederosrose hervorruft. Das junge Blatt wird sofort in der regelmäßigen Entwicklung gehindert und der Aufbau der Zellen in bestimmter Weise beeinflusst, so daß zahlreiche lange Haare und Franzen gebildet werden, die sich rasch vermehren, sobald aus dem in das Blattgewebe eingestochenen Insektenrücken die Larve ausgekrochen und tiefer in die Kammern des mittlerweile entstandenen „Gallenmarkes“ eingedrungen ist. Das Mittelalter sah in diesen seltsamen Auswüchsen, die Dodonaeus anno 1582 mit den Stachelfrüchten der Edelfkastanie, Caesalpinus 1588 mit kleinen Seeigeln vergleicht, den Sitz geheimer Zauberkräfte. Der Rosen-schwamm unter das Kopfstücken legte, verfiel in einen tiefen Schlaf. So sind die krausigen Gebilde im Volksmund heute noch als Schlafäpfel bekannt. Die mittelalterliche Medizin schrieb ihnen eine wirksame Heilkraft gegen Schlangenbisse und Skorpionstiche zu, wie sie denn überhaupt gegen allerlei Krankheit, Elend und Ungemach mit gutem Erfolg zu brauchen seien. Schon im Altertum war der Rosen-schwamm bekannt: Plinius beschreibt die Gebilde als *spongiolae cyorrhodon*.

Während die Kammern des Rosen-schwammes häufig von zahlreichen Maden bewohnt sind, findet man in der Gallkugel des Eichenblattes immer nur eine einzige Made; genau im Mittelpunkt der Kugel liegt sie, rundum von dichtem Nähr- und Schutzgewebe umgeben.

Hat die Gallwespenmutter das Blatt angestochen und, für Nachkommenschaft sorgend, ihr Ei abgelegt, so beginnt mit auffallender Schnelligkeit die Bildung des Gallenmarkes, das den jungen Larven zur Speise dient. Die Tierchen entwickeln dann auch einen erstaunlichen Appetit und hätten wohl in wenigen Tagen den ganzen Vorrat aufgefressen, wenn die abgeweideten Markzellen nicht alsbald und mit verblüffender Schnelligkeit wieder nachwüchsen, wie abgeweidetes Gras auf der Wiese nachwächst. Da die Galläpfel mit stärkehaltigen und an sonstigen Nährstoffen reichen Zellen ausgerüstet sind, so sind sie begreiflicherweise ein vielbegehrter Angriffspunkt für andere Kleintiere. Aber harte Schalen, herbe Stoffe der Außenschicht, pelzige Ueberzüge, struppige Fortsätze und andere Schutzmittel, wie man sie ähnlich an reisenden Früchten wahrnimmt, halten ungeliebte Eindringlinge fern.

Diese äußere Ähnlichkeit zwischen „Markgallen“ und Früchten rechtfertigt die Bezeichnung der beerenartigen, pflaumen-, apfelsmus-

lapfelartigen Gallen usw. So ähneln in der Tat die von der Buchengallmücke (*Hormogonia fagi*) auf dem Laube der Rotbuche verursachten Gallen kleinen Pflaunen, während die an dem Blütenstand der österreichischen Eiche erzeugten Gallen in Form und Farbe genau wie rote Johannisbeeren aussehen und auf den ersten Blick auch oft genug dafür gehalten werden.

Gar verschiedenartig wird die Deffnung der Gallen vorbereitet, durch die schließlich das fertige Insekt den Weg zur Freiheit in die Außenwelt findet. In manchen Fällen bleibt die Stelle, wo das Insekt das Blatt angestochen hat, offen, in anderen aber wird sie durch sich bildendes Korngewebe fest verschlossen. Hier muß dann das puppenentschlüpfte Insekt mit seinen Kiefern einen Kanal ausbeissen. Auf diese Art verlassen die Gallwespen ihre sichere Verhauung. Anders ist es bei vielen Gallen, deren Erzeuger zu gewissen Fliegenarten gehören. Da wird z. B. bei den von *Diplosis tremulae* an Blattstielen und Blattflächen der Eiche und den von *Hormomyia Capreae* auf den Blättern der Salweiden veranlaßten Gallbildungen schon während der Entwicklung des Markes ein Kanal angelegt, durch den das fertige Insekt in die Außenwelt gelangt. Wieder andere Markgallen gleichen einer mit einem Deckel versehenen Kapsel. Eine solche wird von der Gallmücke (*Cecidomyia cecris*) an den Blättern einer Eichenart erzeugt. Die Galle ragt wie ein spitzer Kegel über die Oberseite des Blattes und schließt auf der Unterseite mit einer kreisrunden Scheibe, die büschelhaft mit Haaren besetzt ist, ab. Im Herbst, wenn die Larve herangewachsen ist, löst sich die Scheibe wie ein Deckelstück los, fällt zur Erde und mit ihr die Larve, die sich im Boden einpint, im Frühjahr zur Puppe und dann zur Gallmücke wird.

Noch seltsamer entwickelt sich die durch den Schmetterling *Cecidioses Eremita* an dem grünen Rindengewebe der jungen Zweige eines südamerikanischen „Birnbäumchen“ angelegte Galle. Kugelrund ist sie und sehr hart. Der Ansatzstelle gegenüber bildet sich, wenn das Nüppchen zur Puppe werden möchte, ein regelrechter Propfen aus, der in der Galle sitzt wie der Kork in der Weinsflasche. Löst sich der Propfen, so entsteht ein kreisrundes Loch, durch das die Made ihre Wohnung verläßt. Wer diese Galle nicht mit eigenen Augen gesehen hat, schreibt Keuter, könnte verucht sein, die Schilderung derselben für eine Fabel zu halten. Und doch gibt es noch merkwürdigere Formen in dieser Abteilung der Gallbildungen. So bauen sich Gallen der großblättrigen Linde bis zum Sommer besondere Innengallen, in denen die Maden sitzen, wie der Dotter im Ei, in dessen das Ganze in die Außengalle eingesenkt ist, wie ein Ei in dem Eibecher. Zur rechten Zeit wird die Innengalle ausgestoßen, und mit ihr gelangt das Nüppchen zur Erde, wo es sich im nächsten Frühjahr verpuppt, nachdem es den Deckel seines Behälters abgestoßen und die Freiheit erlangt hat.

Neben den Markgallen beobachtet man Filzgallen, Rost-, Mantel-, Stulp- und Faltengallen. Die Filzgallen werden meist durch unscheinbare Milben erzeugt, die sich die Unterseite der Blätter von Linden, Erlen, Hainbuchen und Roskastanien, von Brombeersträuchern, Weinstock und Kellenwurz aussuchen. Mannigfaltig ist die Färbung der Filzgallen. An den Blättern der Buchen, Linden, Ahlfirschen, Brombeeren, Fingerkräuter und Becherblumen ist sie weiß, am Feldahorn grünlich, am warzigen Spindelbaum gelblich, an der orientalischen Eiche und an der Schwarzpappel schwefelgelb, an der Alpenröhle und an den stammbaarigen Birken karminrot und violett, an der Kellenwurz, der Roskastanie und der Espe braun. (Kerner.) Lange Zeit hat man diese filzigen Ueberzüge für pilzliche Schmarotzer gehalten und sie sogar unter einem besonderem Namen (*Erineum*, *Phyllerium*) als besondere Gattungen beschrieben.

Bewissen Blattläusen und Blattflöhen, Milben und Fliegen verdanken die Rostgallen ihr Dasein. Die Faltengallen zeigen sich in der Blattmasse als tiefe faltensförmige, bisweilen geschlängelte Rinnen, die wie Schwiefeln an der Blattunterseite schwulstig hervorragen. Für die große Verschiedenheit der Gallen-gestaltung sprechen ferner die Bezeichnungen Nuzelgallen, Hörnchen-gallen, Köpfchen-, Läschen-, Beutel-, Sack- und Nagelgallen. Eine absonderliche Art bilden die sogenannten Umwallungsgallen, die dadurch entstehen, daß das angestochene oder besiedelte Gewebe infolge des empfangenen Reizes zu wachsen beginnt, sich in Form fleischiger Schwiefeln und Wälle erhebt und solange fortwächst, bis die Ansiedelungsstelle der Tiere dachförmig oder kuppelförmig überwallt und überwölbt ist. Dahin gehören u. a. die „Terpentin-galläpfel“, die von Blattlauskolonien bewohnt werden. Die Reichhaltigkeit der Gallformen wird noch dadurch erhöht, daß mehrere einanderergrenzende Glieder einer Pflanze zusammengesetzte, sogen. Rudus-, Kümmer- oder Knoppergallen abgeben. Da ähneln eine solche Galle der Zapfenfrucht einer Zypresse, eine andere wieder einer Kartoffelknolle, eine dritte kleinen Quittenäpfeln. Eine Pflanze verdankt den Knoppergallen gar ihren Namen. Auf der Insel Kreta wächst eine Salzbeere, die Linné die „äpfeltragende“ (*Salvia pomifera*) getauft hat, so häufig trifft man die kleinen äpfelartigen Gallen an ihr. In Oesterreich kennt man gewisse Gallgebilde als „Rudusknöpfe“, da man den Rudus im Verdacht hat, daß er sie hervorbringt, wie man ja auch den Rudus für die speichelartigen schaumigen, von der Schaumzilde an der „Rudusknolle“ abgetriebenen Massen verantwortlich gemacht hat. Diese Gallen sind den Umwallungsgallen weisensverwandt. An Fichten und an

Sternfräutern (z. B. Labkraut und Waldmeister) sind **Kuckucksgallen** nicht selten.

Mit dem Namen **Kluntern** bezeichnet man in Norddeutschland Mißbildungen an den Blütenständen der Esche, wo die Häufung von Blattgebilden zu Knäueln und Knospen besonders auffällt. Kluden und Milben, Blattläuse und Blattflöhe sind die Haupterreger der Kluntern. Hierher gehört beispielsweise das seltsame Gebilde an den Zweigspitzen der Saltweiden, das der Volksmund „Weidenrose“ getauft hat; dazu zählt ferner die „Rosettengalle“ am Weißdorn. „Rose“ und „Rosette“ fallen um so eher auf, als sie lange nach dem herbstlichen Laubfall noch in den Gesträuchen festhaften. Je nach dem Stande der Blätter erscheinen die Kluntern gallen auch als Wallen oder Windel, Knasten oder Pöppe, Büschel oder „Hegenbesen“. Die Troddel sehen die Gallen aus, die ein Blattflöhen an den Halmen mancher Simsen erzeugt; an Pöppe und Hegenbesen erinnern die Milbengallen der Fels- und Silberweide und des Flieder. Gar wunderbar werden selbst die Blüten durch gallenerzeugende Tiere verändert. Die bizarren Formen, die wir bisweilen bei blühenden Schafgarben, Kestengewächsen, Gentianen, Ehrenpreisen, bei Alpeuroien und Waldriangewächsen beobachten, sind meist auch von Milben verursacht. Es ist einwandfrei nachgewiesen, daß durch den Einfluß von Gallenerregern einfache und halbgefüllte Blüten zu gefüllten wurden, indem eine auffällige Vermehrung der Kronblätterzahl eintrat. Daher läßt sich der Schluß nicht von der Hand weisen, daß infolge von Vererbung der durch Gallenstiche in den Zellen angeregten Eigenschaften des Protoplasmas gefülltblühende Pflanzengattungen entstanden sein können.

Die meisten und mannigfaltigsten Gallenerreger trifft bei uns wohl die Eiche auf. Nach Brehm kommen an ihr vor: Zwanzig Blatt-, vier Blattstielgallen, acht Gallen an den männlichen Blüten, mehr denn zehn an den Knospen, sieben an Zweigen und jungen Trieben, drei am Stamm, eine gleiche Anzahl an der Wurzel und dem oberirdischen Wurzelstode. Brehm erzählt auch, daß sich bereits die Alten eine Gallwespe (*Cynops Pseudes*) zunutze machten, um mit ihrer Hilfe saftigere und schmackhaftere Feigen zu erlangen. Und noch heutzutage verwendet man in Griechenland große Sorgfalt darauf, die „Kaprifikation“ der Feigen an den veredelten Bäumen durch dieses Tier zu bewirken. Man pflüdt die wilden Feigen, in denen das Insekt haust, Ende Juni ab, verbindet je zwei mit einem Wirsenhalm und hängt sie zwischen die Früchte der edlen Feigenbäume. Sobald die wilden Früchte einschrumpfen, kommen die Insekten hervor, bilden eine zweite abnorme Generation und stechen die Edelweigen an. Das hatten die Bienen beabsichtigt. Ehe nun die Larven auskommen, werden die angestochenen, in dem Bestreben, Gallen zu bilden, saftreich und fleischig gewordenen Früchte geerntet. Und das ist wohl eine der seltsamsten Arten, wie sich der spekulative Mensch Insekten zur Erzielung besserer Früchte, zur Hebung des Obstbaues nutzbar macht.

Die Rosengallen findet man an wilden Rosen den ganzen Winter über, und im Frühjahr wird man sich wundern, in den „Schlafäpfeln“ nicht nur Nachkommen der Rosengallwespe zu finden, sondern allerlei Getier, das in den geschützten Kammern die kalte Jahreszeit trefflich überstanden hat. Auch den Eichengalläpfeln stellen einige Schmarotzer nach, die noch kein Obdach für den Winter gefunden haben. Schon jetzt kann man in den schlaf und verschrumpft am Laube hängenden Galläpfeln den einen oder anderen Schmarotzer, der sich's behaglich gemacht hat, aufstöbern.

Kleines Feuilleton.

Robert Schweichel und der Tiroler Volksaufstand. Es gehört sich wohl, wenn wir des Tiroler Freiheitskampfes gedenken, daß wir unseres verstorbenen Genossen Robert Schweichel nicht vergessen. Bekanntlich hat die deutsche Dichtung einen großen Anteil an jener Bewegung genommen. In zahlreichen Liedern — es sei nur an Julius Rosens Andreas Hofer-Ballade erinnert — selbst in Dramen und Romanen ist sie geehrt worden. Noch in diesen Tagen hat Peter Rosegger einen Roman veröffentlicht. Zuerst hatte sich des Stoffes Hermann Schürich bemächtigt. Unter allen Prosaikern ist aber wohl Robert Schweichels dreibändiger Roman: „Die Falkner von Sankt Virgil“ als die bedeutendste dichterische Leistung anzuspprechen. Schweichel führt uns da in ein gesundes, gewaltiges Volksleben ein; er schildert uns die Bauern von Tirol, wie sie einst die Stutzen auf die Schulter nahmen, nicht um auf Gemsen, sondern auf Franzosen und Bayern zu jagen, welche zur napoleonischen Zeit auf dem steifen Rücken der Kiepler herumtraten zu können glaubten. Der Roman erschien Mitte der achtziger Jahre, gerade als die jugendliche Literaturbewegung hohe Wellen schlug und alles, was irgendwie „historisch“ ammutete, von den Stürmen und Drängern mit Dreschlegeln niedergeworfen wurde. Trotzdem drang die Schweichelsche Schöpfung durch; nicht zuletzt dadurch, daß in ihr ja selber der Sturm der Befreiung weht; und dann, weil es sich hier nicht um die Geschichtslitteratur eines Epigonen, sondern um das Werk eines wahrhaft bedeutenden Dichters und Künstlers handelte. Damit, daß wir den Kern dieses Romans als Schilderung des Tiroler Freiheitskampfes bezeichnen,

ist auch der spezifisch demokratische, volkstümliche Zug desselben entschleierte. Geschichte und Roman sind hier harmonisch verschmolzen. Der Krieg der Liebe verläuft hier eng verflochten mit dem Kriege der Schwerter; oder, wie Franz Mehring damals geurteilt hat: „die Dorfgeschichte wächst zu den Höhen der Menschheit heran; geschichtliche Gestalten, Hofer, Spedbacher, Haspinger schreiten durch sie; die unsterblichen Donner der Schlacht am Zielberge, welche Schweichel in einem prachtvollen Gemälde schildert, hallen in ihr wider. Aber sie greift nie und nirgends über ihre künstlerischen Schranken hinaus; indem sie Volksgeschichte wird, ist sie Dorfgeschichte geblieben.“ Ueberall zeigt sich der echte Poet: er hat Stimmungsgewalt. Zwischen diesen bald erquickenden und erhebenden, bald ergreifenden und erschütternden Seelengemälden schildert uns Schweichel auch die Alpennatur als Staffage so farben- und lebensvoll und begeistert, so plastisch mit solcher Herrschaft über die Sprache, daß wir in den Tiroler Bergen, in den besterhaltenen Wäldern, inmitten der ragenden Gipfel, schroffen Faden, purpurn erhellenden Dolomiten, in diesem lieblichen Hochzeitsreigen blühender Täler, reißender Bäche, duftender Wälder, wie Finger gen Himmel zeigender Felsen, wie zu Hause zu sein glauben. Schweichels Natur- und Landschaftsbilder sind nicht aufdringlich, sie sind nur hineingestreut in die buntverwebte Handlung; aber die Landschaft stimmt so wunderbar zu den Gemütsvorgängen, zu dem rauhen, knorrigem treuerzigen Wesen des tiroler Volksstammes, daß wir diese Berge, Schluchten und Täler lieb gewinnen, als wären sie mit einer handelnden Person. Und sie werden das auch, sobald es — ungefähr in der Mitte des umfangreichen Romans — an die Schilderung der Volkserhebung gegen Bayern und Franzosen geht. Schweichel zeigt sich da als Meister in der Detailbeschreibung organisierter Revolution. Man muß das schon selber lesen, um es an eigenen Herzen zu spüren, wie es einen packt und mit fortreißt in den Strom der gewaltigen Handlung. Etwas von der sittlichen Läuterung, welcher der Dichter seine Charaktere unterwirft, vollzieht sich auch in dem Leser, und das ist doch schließlich Zweck und Prüfstein jedes echten Kunstwerks. Nicht bloß wegen des tiroler Aufstandes an sich sollten wir „Die Falkner“ lesen, sondern um der symbolischen Kraft willen, die von dieser vom Freiheitshauch durchpulsten Dichtung erfrischend durch die Stille unserer Tage fährt!
E. K.

Statistisches.

Die Welt Handelsflotte. Ein neues Schiffsregister für 1909/10 ist von dem englischen Klassifikationsbureau von Lloyd's herausgegeben worden. Aus diesem Register geht hervor, daß der Bestand der Welt Handelsflotte von rund 40,9 Millionen Brutto-Registertonnen auf 41,4 Millionen Tonnen gestiegen ist. Diese Steigerung ist gegenüber derjenigen in den drei vorhergehenden Jahren um 1,9, 1,6 und 1,2 Millionen Tonnen sehr gering. Die deutsche Handelsflotte hat sich von 4 232 000 auf 4 267 000 Tonnen vermehrt, die englische von 18 710 000 auf 18 826 000, die amerikanische von 4 865 000 auf 4 954 000, die bereits an vierter Stelle stehende norwegische Flotte von 1 983 000 auf 1 994 000 Tonnen; ferner die französische Flotte von 1 884 000 auf 1 894 000 und die japanische Flotte von 1 142 000 auf 1 153 000 Tonnen. Verhältnismäßig größer ist die Steigerung bei der belgischen, holländischen, italienischen und schwedischen Flotte gewesen, nämlich von 209 000 auf 272 000, von 877 000 auf 942 000, von 1 285 000 auf 1 320 000 und von 904 000 auf 923 000 Tonnen. Die Segelschiffsflotte hat von 6,2 Millionen auf 4,9 Millionen Tonnen abgenommen.

Bergbau.

Australischer Bergwerksreichtum. Die Bergwerksbehörden des australischen Staates New South Wales hat jetzt ihren Bericht über die Ertragnisse des Jahres 1908 herausgegeben, der den außerordentlichen Reichtum dieses Gebietes an nutzbaren Mineralien ins hellste Licht stellt. Während Darwin, als er sich auf seiner Weltreise einige Zeit in diesem Lande aufhielt, dessen Zukunft hauptsächlich von der Entwicklung der Viehzucht erwartete, hat es sich im Laufe der Jahrzehnte als ein Bergbaugebiet ersten Ranges gezeigt. Allerdings ist der Ertrag des Jahres 1908 im ganzen etwas unter dem des Vorjahres zurückgeblieben, übertrifft aber noch das Ergebnis aller früheren Jahre. Einen ganz neuen Rekord hat die Kohlenergänzung aufgestellt, die 9 147 025 Tonnen betrug und einen Reingewinn von rund 8 600 000 M. erbracht hat. Der Kohlenertrag hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts mehr als verdoppelt. An Koks sind 800 000 M., an Zink ungefähr 1 1/4 Millionen, an Zement 3/4 Million mehr erzielt worden. Eine sehr erhebliche Abnahme hat dagegen die Silberausbeute erfahren, die um nicht weniger als 35 Millionen hinter dem Ertrag des Vorjahres zurückblieb. Auch der Kupferertrag ist um 4 1/2 Millionen geringer gewesen. Ebenso ist der Goldertrag gefallen, der seit 1902 nicht mehr so niedrig gewesen ist wie im vorigen Jahr; der Verkauf beziffert sich auf fast 2 Millionen Mark. Ferner ist ein Ausfall zu verzeichnen an Blei, Zinn, Eisen, Antimon, Edelopal und anderen Mineralien. Der Gesamtwert der Erzeugnisse des Bergbaues belief sich für das Jahr 1908 auf die stattliche Summe von 172 102 140 M. und der Wert der nutzbaren Mineralien, die bis zum Ende des Jahres aus dem Boden von New South Wales herausgeholt worden sind, erreicht die ungeheure Summe von 8835 Millionen Mark.